

Illustrirte Zeitung für Kleine Leute



A. Schulz, gg.

Wie die Jungfrau ihren Entschluß, für Heinrich zu sterben, mittheilt, und die Eltern weinend ihre Zustimmung geben. (Siehe Seite 359.)

In die weite Welt hinein.

Von Cäcilie Mölte.

(Fortsetzung.)



Das ergab mich schweigend in mein Schicksal, rang meine nassen Höpfe aus und suchte meinen Hut aus einer Korbform in eine Hutform zurückzuversetzen, so hatten ihn die Regengüsse verändert. Die blauen Kornblumen waren auch nicht mehr zu erkennen, sie waren verblichen, wie die Lebenden, wenn sie acht Tage lang im Wasser gestanden haben. Rechts und links tauchte ab und zu in einiger Entfernung ein Dorf aus grünen Baumwipfeln auf, immer machten wir Versuche, anzulegen, — es gelang uns nicht, die Ufer waren lehmig und aufgewühlt und Felix behauptete ohne Kompaß und ohne Anker ein schlechter Schiffsherr zu sein. Er war es auch in der That und nach fortgesetzten vergeblichen Bemühungen hielten wir Beide es für das Beste, um Hilfe zu rufen und den Rahn seine eigenen Wege gehen zu lassen. Aber Niemand hörte uns, Niemand! Es wurde abendlich, noch einmal kam die Sonne zum Vorschein und übergieß mit goldenem Schein die nach dem Gewitter köstlich erfrischte und erquickte Welt. Auch an uns beiden tropfenden Menschenfindern machte sie einige vergebliche Trockenversuche, aber dann verschwand sie und hüllte uns in Dämmereschatten.

Stumm und trübselig fuhren wir dahin.

Plötzlich tauchte aus den grünen Dämmerungen ein hochragendes, weißes Haus dicht am Wasser, ein weiter Garten breitete sich davor aus und die wohlgehaltenen Kieswege führten bis dicht an's Wasser und zu einer auf dem Wasser schaukelnden bunten Gondel.

„Rettung, Helene, Land!“ schrie Felix und sich weit aus unserm Rahn biegend, erfaßte er den Kiel der festgehängten Gondel und so aus einem in den andern steigend, halfen wir uns an's Land und befestigten die Kette unseres Fahrzeugs am Ufer. — Da standen wir endlich auf festem Boden, wir armen zitternden Schiffbrüchigen, und nun sahen wir uns gezwungen, fremde Leute um Obdach zu bitten.

„In wessen Zaubergärten sind wir da gerathen?“ frug Felix, „welche Circe wird uns morgen als grunzende Ferkel mit Kartoffelschalen bewirthen?“

„Hoffentlich sind es die Zaubergärten einer gütigen Fee, die uns auf ihrem Wolkenschleier durch die Lüfte trägt zu Papa und Mama!“

„Holla, wer ist denn das! Wie seid Ihr denn dahergekommen?“ frug plötzlich eine harte Stimme. Aus dem Gebüsch war ein alter Mann auf uns zugetreten, der uns mißtrauisch von Kopf bis zu Füßen musterte, da wir allerdings landstreicherhaft genug aussehen mochten. Felix erzählte rasch von unserm Unfall und bat zuletzt flehentlich um einen Aufenhalt für eine Nacht. Der alte Mann schüttelte den Kopf, murmelte etwas von ungehorsamen Kindern, denen ganz recht geschieht, dann blieb er lange stehen und überlegte. „Zu mir nehmen kann ich Euch nicht, bei mir ist es leer und einsam, habe auch keine trockenen Kleider für Euch; zur Herrschaft kann ich Euch auch nicht so ohne Weiteres bringen, muß einmal die Wirthschafterin fragen. Ihr lügt mir doch nichts vor?“ frug er wieder barsch und heftig. „Wollt Euch wohl gar auf solche abenteuerliche Art Eingang in unser verschlossenes Reich erzwingen?“ Wir antworteten gar nichts, wie konnte der Mann auf solch eine Idee kommen.

„Na, denn vorwärts!“ sagte er. Wir wanderten durch den Garten an einem großen Springbrunnenbassin vorüber und vor uns lag weit und herrlich das schloßartige Gebäude mit Säulen und einer marmornen Freitreppe. Mir wurde es nun wirklich zu Muth, als läge vor mir die Zauberwelt aus einem meiner alten Märchenbücher aufgethan. Wenn plötzlich die Bäume gesungen und die Blumen gesprochen hätten und der alte Mann hätte plötzlich ein paar pechschwarze Rabenflügel ausgebreitet und wäre davongeflattert, — ich hätte mich nicht gewundert. Wir stiegen nicht die Freitreppe hinauf, da wäre man gewiß auch direkt in der verzauberten Prinzessin Gemächer

gelaugt, und die konnten wir ja doch nicht erlösen — oder sollten und konnten wir?

„Felix,“ flüsterte ich, — „sei still,“ raunte er mir zu, „ich habe das Gefühl, als wenn der ganze Spuk zerrinnen müßte, wenn wir drein reden.“ Ihm ging es also gerade so, wie mir, auch er meinte in ein Zauberreich eingedrungen zu sein. Nun traten wir in eine große Dienstbotenstube ein, die hatte allerdings gar nichts Märchenhaftes, denn es war zum Abendbrot gedeckt und eine Suppe dampfte in einer mächtigen Schüssel und auf den Tellern waren große Stücke Schwarzbrot und Fleisch aufgetürmt.

„Fräulein Emma!“ rief unser Führer.

Ein ältliches Fräulein trat herein, das in seiner großen weißen Schürze auch nichts Uebernatürliches hatte und das hörte denn viel freundlicher als der alte Mann unseren Bericht und unsere Bitte an.

„Also auf dem Rahn seid Ihr gekommen?“ frug sie verwundert.

„Ja, draußen am Ufer haben wir ihn angebunden.“

„Ja, fortschicken können wir die armen Kinder doch nicht, gelt Saalmann? Aber sollen wir sie zur gnädigen Frau führen, gerade jetzt? Nein, das dürfen wir nicht riskiren!“

Die Beiden sahen sich verständnißvoll an, schüttelten die Köpfe, sprachen heimlich mit einander und schienen ganz vergessen zu haben, daß wir noch da waren.

„Felix,“ sagte ich zu meinem Bruder, „es ist schon schlimm, daß wir so in der Fremde sind, aber daß wir gerade hierher gekommen sind, das ist doch das Schlimmste. Ich wollte, wir wären aus diesem verwünschten Schlosse heraus.“

Dabei erfaßte mich solch ein Grauen, solch eine Sehnsucht nach Hause, daß ich bitterlich zu weinen anfang, und wenn Felix sich nicht als mein ritterlicher Beschützer zusammengekräftigt hätte und nicht dereinst ein kräftiger Mann werden wollte, wir hätten gewiß zweistimmig geweint.

„Ach was,“ sagte Fräulein Emma ganz entschieden, „die armen Kinder behalten wir da, jetzt sollen sie ordentlich essen und morgen wird ein Wagen angespannt und sie werden nach Hause gefahren. Trockene Kleider werden wir

auch noch finden. Sie sind ja ganz abgeängstet und müde!“

Das klang ganz tröstlich. Das ältliche Fräulein war uns jetzt lieber als die aller-schönste junge Fee und wir faßten zutraulich nach ihrer Hand. Es wurden einige leidlich passende Kleidungsstücke herbeigebracht und wir fingen sogar einigemal laut zu lachen an über unsere Verkleidung. Mein Kleiderrock war sehr lang und ich amüßte mich, ihn möglichst tief zu binden, damit eine Schleppe entstand, mit der ich nun immer den Kopf hin- und herdrehend durch die Stube rauschte. Felix entdeckte in seiner Tasche, die wahrscheinlich einem jüngeren Knecht gehörte, ein Pfeifchen, und das führte er sogleich zum Mund und that, als ob er gewaltige Rauchwolken paffte. Dann speisten wir zu Abend, und obwohl ich gedacht hätte, daß mir nach all' den überstandenen Nengsten kein Bissen schmecken würde, so blieb doch von meinem Schinkenbrötchen keine Krume übrig. Felix war ein wackerer Esser und verschmählte sogar eine Zugabe nicht.

„Nun kommt,“ sagte Fräulein Emma, „nun wollen wir für Euch ein Nachtquartier suchen, da schläft aus von Euren Strapazen. Bittet den lieben Gott recht innig um Verzeihung Eures Ungehorsams wegen und dann härm't Euch nicht weiter. Morgen führe ich Euch zur gnädigen Frau, — heute Abend ging das eben nicht, — da besprechen wir Eure Heimreise. Zum Mittagsbrot seid Ihr dann wieder bei Papa und Mama, die gewiß ganz glücklich sind, wenn sie Euch wiederhaben, und dann ist's wieder Alles gut. Da drüben in der Gartenstube habe ich Euch zwei Bettchen zurecht gemacht.“ Sie führte uns in ein großes, freundliches Zimmer mit zierlichen, schneeweißen Möbeln. Mehrere große Bilder hingen an den Wänden und aus ihnen schauten allerhand Frauen- und Männerköpfe theils lustig, theils traurig auf uns herab. Fräulein Emma gab uns liebevoll die Hand und streichelte uns über's Haar, so wie Mama auch that, dann ging sie hinaus.

„Felix,“ sagte ich tiefaufseufzend zu meinem Bruder, „wir legen uns zu Bett und unsere arme Mama wird gewiß nicht zu Bett gehen,

sie wird immer am Fenster stehen und nach uns anschauen."

"Arme Mama," entgegnete Felix; "eins ist mir ein Trost, Helene, sie können nicht glauben, daß wir ertrunken sind, der Fluß ist leicht und der Kahn ist breit und sicher. Morgen sind wir daheim; daß wir niemals wieder so eine Fahrt

auf eigene Faust unternehmen, brauchen wir ihnen nicht zu versichern. Damit hat dann alle Noth und Gefahr ein Ende." Damit kroch er in's Bett und verbarg mir seine Angst und Sorge, die er ebenso gut wie ich ausstand.

(Schluß folgt.)



Chios und seine Schreckenstage.

Von G. Jaquet.

Wenn Ihr, meine lieben Leser, einen Blick auf die Karte der Balkan-Halbinsel werft, so findet Ihr in dem Meere, welches zwischen der Südhälfte dieser gewaltigen Halbinsel und dem alten Kleinasien seine Wogen wälzt — sein aus dem Alterthume uns überkommener Name ist „Archipelagus“ oder „Aegäisches Meer“ — eine Menge größerer und kleinerer (zum Theil ganz kleiner) Inseln. Die erheblich größere Zahl derselben gehört zum Königreiche Griechenland, und somit zu Europa; die kleinere, welche sporadisch (d. i. vereinzelt) an Kleasiens oder Natoliens West- und Südküste (und dieser meist sehr nahe) liegt, zur asiatischen Türkei. Zu dieser Letzteren gehört Chios. Dasselbe ist das zweitgrößte unter den kleinasiatischen, und das schönste unter allen Eilanden des ägäischen Meeres, achtzehn deutsche Meilen groß und ziemlich drittehalbmal so lang als breit. Etwa die Hälfte der Insel ist von Bergen bedeckt resp. eingenommen, gleichwohl aber ist sie von großer Fruchtbarkeit, und demnach von nicht geringem Reichtum an Erzeugnissen aus dem Pflanzenreiche. Schon im Alterthume war sie durch die außerordentliche Ergibigkeit ihres Bodens, sowie durch ihren Wein und ihre Feigen (welche beide Produkte auch noch heutiges Tages sehr geschätzt werden) berühmt. Andere hervorzuhebende Erzeugnisse des Pflanzenreichs sind Mais, Weizen, Oliven- oder Delbäume, Citronen und Drangen, desgleichen Maulbeer- und Pistaciën-Bäume, von welchen Letzteren

ein sehr geschätztes wohlriechendes Harz, „Mastix“ genannt, gewonnen wird, welches in der Medizinbereitung, zu Firnissen und als Räucher- und Zahnpulver verwendet wird. Auf der Insel ist kein dem Menschen verderbliches, wohl aber manches nützliche Thier heimisch und herrscht während des größeren Theiles des Jahres ein milder Frühling. Kälte und Schnee sind dort unbekannt und ein nur selten umwölter, tiefblauer Himmel wölbt sich über dem schönen Eilande.

Als schön schildert schon Herodot, der älteste Geschichtschreiber und Länderbeschreiber der Griechen — er lebte von 484—408 vor Christi Geburt, also im Zeitalter des Themistokles und Perikles — Chios; und so ist es noch heut:

„Schön beim frohen Tagsgetümmel,
Schöner noch in stiller Nacht,
Wenn am dunklen Sternenhimmel
Strahlt der Dioskuren Pracht.“¹⁾

Ja: Chios ist ein schönes, von der gütigen Natur reich bedachtes Eiland; aber es hat ihm auch an schweren Schicksalschlägen, an Unglücksfällen, Noth und Bedrängnissen im Wechsel Laufe der Zeiten nicht gefehlt. Auch im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts haben seine Bewohner zweimal furchtbare Schreckenstage durchzumachen gehabt; Schreckenstage, welche die Aufmerksamkeit und Theilnahme des christlichen Europa in hohem Grade erregt haben. Diese sind es, von denen ich Euch, meine lieben Leser, hier kurz berichten will. Ich denke nämlich, daß Alles Euer Interesse zu erregen geeignet ist, was das Vaterland des ältesten und gefeiertsten Dichters des Alterthums — des „göttlichen“

¹⁾ Das leuchtende Doppel-Sternbild des Kastor und Pollux.

(wie die alten Griechen ihn genannt haben) Homer — anbetrifft. Auf Chios nämlich wurde, nach jetzt fast allgemeiner Annahme, der Sänger der „Ilias“ und der „Odyssee“ geboren; welch' letzteres großes Gedicht wohl manchem von Euch, meine jungen Freunde — wenn allerdings auch nicht in der griechischen Ursprache, sondern in deutscher Uebersetzung — eine angenehme, fesselnde Lektüre (wozu es so ganz angethan ist) gewährt haben wird.

Wenden wir uns nun, nach dieser Abschweifung in das graue Alterthum, der Insel Chios und ihren Erlebnissen im gegenwärtigen Jahrhundert zu! — Nach manchem Wechsel der Herrschaft und manchen um diese geführten Kriegen war, im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, die Insel unter die Botmäßigkeit der osmanischen Türken gekommen. Da aber ihre Bewohner — sie waren rein griechischen Stammes und griechisch-katholischen Glaubens — sich ohne Widerstand den übermächtigen Eroberern unterworfen hatten, so gewährten diese ihnen mancherlei Vorrechte und Begünstigungen. So nicht nur völlige Glaubensfreiheit, sondern beließen — mit der Anerkennung der Oberhoheit des türkischen Sultans und der Auflegung eines mäßigen Tributs (welcher theils baar, theils in Mastix erlegt wurde) sich begnügten — ihnen auch ein ziemlich ausgedehntes Maß von Selbstständigkeit. Zwar der oberste Beamte der Insel war ein vom Großsultan ernannter Türke, aber von den übrigen Beamten wurde der größere Theil von den Einwohnern aus ihrer Mitte erwählt. Auch erfreuten die Chioten sich mancher Begünstigung in Bezug auf Seeschiffahrt und Zölle.

Dank einerseits dieser Vergünstigungen, andererseits der Fruchtbarkeit ihres Bodens und der großen, mit Einsicht gepaarten Betriebsamkeit ihrer Bewohner war im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts Chios die reichste und gleichzeitig auch die bestbevölkerte unter den größeren Inseln des ägäischen Meeres. Mehr als hunderttausend Menschen (d. i. deren etwa 5600 — 5700 auf der Quadratmeile) wohnten damals hier, davon reichlich drei Zehntel in der Hauptstadt Chios, welche damals die schönste unter den Städten des osmanischen Reiches war, und in der rege Handels- und Fabrik-

thätigkeit und ein großer Wohlstand herrschte. Das ganze Eiland aber glich einem großen Garten, so wohl angebaut war es. Da kam jene Zeit, wo — wie der Dichter der „Griechenlieder“ begeistert singt —

Griechenland erwacht zum Leben
Aus der Knechtschaft dumpfem Traum;
Hellas' jüngste Kinder kränzen
Sich mit Lorbeern, Waffen glänzen
Um Minerva's heil'gen Baum;

nämlich um den Delbaum, welcher der Göttin Minerva geheiligt war, und der noch heute den Hauptreichtum des griechischen Festlandes bildet.

Nachdem er seit Jahr und Tag im Geheimen vorbereitet worden, brach Ausganges März 1821 der Aufstand der, zu neun Zehntheilen dem griechischen Stamme und Glauben angehörigen, Bewohner der Halbinsel Morea oder des Peloponnesus gegen die sie knechtende und mißhandelnde Gewaltherrschaft der Türken aus und verbreitete sich ziemlich rasch über den größern Theil der Halbinsel. Auch die meisten Inseln des Archipelagus schlossen sich schon frühzeitig ihm an, die Chioten aber wollten Nichts von ihm wissen; theils weil sie den muselmännischen Druck nur in geringem Grade empfunden hatten, vielmehr mancherlei Begünstigung im türkischen Reiche genossen; theils weil sie als ein durchaus friedliches, dabei sehr gewerbfleißiges und reiches Völkchen, entschiedene Feinde von Allem waren, was ihrer Behaglichkeit und ihrem Wohlstande Eintrag that. So blieben sie also theilnahmlos und ruhig, ob es auch rings umher kochte und stürmte. Diese Theilnahmlosigkeit sollte ihr Verderben werden; denn sie entfremdete ihnen die Stammes- und Glaubensgenossen und vermochte doch nicht den Argwohn zu tilgen, den die Türken auch gegen sie, als Griechen und Christen, hegten. Da erschien am 23. März 1822 ein Abenteurer, Namens Logothetes, aus Samos — welche (Chios benachbarte) Insel als eine der ersten sich dem Aufstande angeschlossen und schon seit sechs Monaten unabhängig gemacht hatte — mit einem kleinen Geschwader auf der Rhebe von Chios. Dasselbe führte etwa 2000 Mann an Bord, welche Logothetes alsbald landen ließ. Ein besonderes Bagstück war dies keineswegs; denn auf der

Insel stand kein türkisches Militär, und wenn auch ihre Bewohner bisher noch nicht zum Aufstande sich hatten entschließen können, so waren sie doch auch andererseits für die türkische Herrschaft keineswegs so eingenommen, daß sie gewillt gewesen wären, sich der Landung der Samier mit Gewalt zu widersetzen. So ließen sie denn die Dinge gehen, wie sie eben wollten, und als Logothetes, dadurch ermutigt, die Losreißung der Insel vom osmanischen Reiche und sich zum Präsidenten der neuen „Republik Chios“ erklärte, waren sie es auch zufrieden.

Als die Kunde von diesen Vorgängen nach Konstantinopel gelangte, rief sie dort anfänglich einige Bestürzung hervor; bald aber rief man sich im Hohen Rathe des Sultans vergnügt die Hände. Hatte man doch jetzt einen plausiblen Vorwand, die Chioten ihrer Reichtümer und Privilegien, um die man sie schon lange beneidet hatte, zu berauben! Der Capudan-Pascha oder

Großadmiral erhielt also Befehl, des schnelligsten den größten Theil der in und bei Konstantinopel liegenden Kriegsflotte in segelfertigen Stand setzen zu lassen und damit nach Chios abzugehen; auch sollte er eine ansehnliche Landmacht an Bord nehmen. Letztere war indessen nicht schnell genug vollzählig zu beschaffen, und so sollte sie denn durch die Insassen von Gefangenen und Zuchthäusern vervollständigt werden. Der Capudan-Pascha säumte begreiflicher Weise nicht, bestens den Befehlen des unumschränkt über Leben und Tod gebietenden Großsultans nachzukommen. Bereits am 22. April (1822) erschien er mit einem Geschwader von nahezu hundert Fahrzeugen (zumeist größeren), welche 15 000 Mann Landtruppen an Bord hatten, auf der Rhede von Chios. (Unter „Rhede“ versteht man einen außerhalb des eigentlichen Hafens belegenen Ankerplatz für tiefgehende Schiffe, eine Art Vorhafen.) (Fortsetzung folgt.)



Der arme Heinrich.

Von L. Bier.

(Zu dem Bilde Seite 353.)



In Schwaben wohnte einst ein vornehmer und sehr reicher Ritter mit Namen Heinrich von der Aue, dem Gott außer der Schönheit des Leibes ein edelmüthiges Herz geschenkt hatte. Derselbe that nicht nur den Armen viel Gutes, sondern behandelte auch seine ihm untergebenen Bauern und Dienstleute freundlich und mild, ganz im Gegensatz zu andern Rittersleuten, die ihre Bauern plagten und mit schweren Frohndiensten quälten. Ob solcher Güte wurde denn aber auch Heinrich im ganzen Schwabenlande hochgepriesen und seine Bauern hingen mit großer Liebe und Treue an ihm. Dieser Ritter wurde inmitten des Glanzes seiner Jugend von einer schrecklichen und unheilbaren Krankheit, dem Ausfalle, heimgesucht. Als seine Freunde dies vernahmen, mieden sie ihn der Ansteckung wegen und auch die Dienstleute nahmen aus selbem Grunde ihren Abschied. Wohl reiste der

Kranke, als die Krankheit noch nicht den ganzen Körper ergriffen hatte, in aller Welt umher und suchte bei den berühmtesten Ärzten Heilung, jedoch vergebens, da war keiner, der Hilfe bringen konnte. Nur ein alter Arzt in Salerno gab vor, ein Mittel gegen den schrecklichen Ausfalle zu wissen, aber das war so entsetzlich, daß Heinrich selbst von seinem Gebrauche abstand, zumal dasselbe wohl nirgends in der Welt zu beschaffen war. Es bestand nämlich in nichts weniger, als dem Herzblute einer reinen Jungfrau, die aus Erbarmen und Liebe zu Heinrich ihr Leben freiwillig opfern wollte. Betrübt ritt Heinrich wieder nach Hause und gab sich bei einem seiner Pächter in Pflege, dem er viel Gutes erwiesen hatte und der mit unbegrenzter Liebe an ihm hing. Obgleich die Pächtersleute stetig mit Heinrich verkehrten und ihn pflegten, wurden sie doch nicht angesteckt, denn die Liebe zu dem kranken Herrn, der wegen seiner Heimsuchung

nur allerorten der „arme Heinrich“ genannt wurde, hatte alle Scheu vor dem Anblicke des Erkrankten überwunden. Zahrelang blieb Heinrich bei den Leuten, dabei nahm die Krankheit immer zu und die Kräfte immer mehr und mehr ab, so daß er zuletzt ganz und gar wie ein bejahrter Mann aussah.

Nun hatte der Pächter ein Töchterchen, dessen Herz war so fromm und rein, daß sie sich gar nicht an das abschreckende Aeußere Heinrichs kehrte, sondern denselben um seiner Hilfsbedürftigkeit willen liebte und immerdar bemüht war, den Kranken zu erheitern. Dabei war das fromme Kind auch stets dessen eingedenk, wie viel Heinrich den Eltern Gutes gethan hatte und wie freundlich er gegen alle niederen Leute gewesen war. Nun fügte es sich, daß eines Tages der Pächter den armen Heinrich recht dringlich fragte, ob er denn auch alle berühmten Aerzte wegen seiner Angelegenheit befragt habe und ob keiner derselben wenigstens nur ein Linderungsmittel habe angeben können. Seufzend mußte hierauf Heinrich eingestehen, daß er keinen der gelehrten Aerzte ungefragt gelassen habe und wie nur ein alter Arzt in Salerno mit der Heilung des Auszuges Bescheid wisse, aber das Mittel dazu sei nicht zu beschaffen, denn es bestehe in dem Herzblute einer frommen Jungfrau. Als der Pächter dies hörte, schüttelte er den Kopf, gab auch selbst nun alle Hoffnung auf, seinen lieben Herrn jemals wieder gesund zu sehen. Von dieser Unterredung hatte auch das Mägdlein des Pächters, welche inzwischen funfzehn Jahre alt geworden war, Kenntniß erhalten. Weil sie nun dem armen Heinrich überaus herzlich zugethan war, reiste in ihr der Entschluß, sich für den kranken Herrn zu opfern und sagte dies ihren Eltern. Darüber wurden diese tief betrübt und versuchten auf alle Art und Weise, ihrem Kinde solches Vorhaben auszureden. Als dann aber das Mägdchen unerschütterlich bei seinem gefaßten Vorsatze blieb, sagten die Eltern endlich mit schwerem Herzen zu und begaben sich in das Zimmer des armen Heinrich, um ihm Alles mitzutheilen. (Siehe das Bild S. 353.) Der Kranke, welcher das Mägdlein im Laufe der Jahre lieb gewonnen hatte, sträubte sich anfangs das Opfer anzunehmen, doch das Mägdchen bat

und bat, zuletzt fußfällig und so lange, bis sich der arme Heinrich zur Annahme des Opfers bekannte. Die Reise nach Salerno wurde angetreten. Tief betrübt, als wäre er das Opferlamm, zog Heinrich die Straße, fröhlich, mit Sonnenschein im Herzen, Sonnenschein auf dem Antlitze, begleitete ihn das fromme Mägdlein. Endlich kamen beide in Salerno bei dem alten Arzte an, der sich höchlich über den Entschluß der Maid verwunderte. Mit großer Beerdtsamkeit suchte er dieselbe in ihrem Vorsatze wankend zu machen, er schilderte die Schmerzen, welche sie zu erleiden hätte, während er ihr das Herz aus dem lebendigen Leibe herauszuschneiden



Wie der Arzt das Messer weht, um das Herz herauszuschneiden.

müßte — vergebens, die Jungfrau blieb standhaft und bat so dringend, daß der Arzt sich bereit erklärte, schon am andern Tage die Operation zu vollziehen. Genau zur festgesetzten Zeit erschienen Heinrich und das junge Mädchen bei dem Arzte. Dieser ließ Heinrich beiseit treten und begab sich mit der Jungfrau in ein Nebenzimmer, schloß die Thür desselben ab und begann das zu dem Herausnehmen des Herzens bestimmte Messer nochmals zu weihen, damit es ja recht scharf sei. (Siehe das Bild.)

Das hörte Heinrich, und weil er das Mägdchen selbst so sehr lieb gewonnen hatte, grante ihm davor, daß es für ihn sterben sollte, er

donnerte deshalb an die Thür und schrie mit lauter Stimme dem Arzte zu: „Haltet ein! Haltet ein! Sie soll und darf nicht sterben!“



Mit großer Demuth nahm die Jungfrau des Ritters Werbung an.

„Ich will nicht, daß sie stirbt!“ Sogleich öffnete der Arzt die Thür, froh darüber, das Mädchen nicht tödten zu müssen und Heinrich stürzte

herein. „Du sollst und darfst nicht sterben!“ rief er dem Mädchen zu. Aber anstatt darüber froh zu sein, wurde die Jungfrau tief betrübt, denn sie hatte sich von Herzen darauf gefreut, für ihren geliebten Herrn das Leben lassen zu dürfen. Der Arzt empfing von Heinrich das Geld, welches derselbe ihm für die Heilung versprochen hatte und darauf zogen beide, der Kranke und die Jungfrau, wieder gen Schwabenland. Diesmal war die Stimmung der Reisenden die entgegengesetzte, Heinrich war fröhlich und guter Dinge, so oft er nur das liebe Mädchen ansah, das in übergroßer Liebe zu ihm das Leben hatte hingeben wollen, und das Mägglein war wiederum ganz traurig deswegen, daß man ihr Opfer verschmäht hatte. Unterwegs ereignete es sich wunderbarer Weise, daß der arme Heinrich seines Auszuges ledig wurde und genas. Bei der Ankunft auf seinem väterlichen Stammschlosse war er so heil und gesund, als er nur jemals gewesen war. Darüber wurde die Jungfrau über die Maßen froh und lobte und pries Gott, der solche Gnade und Barmherzigkeit an ihrem heizgeliebten Herrn geübt hatte. Auf die Nachricht von Heinrichs glücklicher Rückkehr fanden sich alle seine Verwandten und früheren Freunde wieder ein, wünschten ihm zur Genesung Glück und bewunderten den Heldenmuth der schönen Jungfrau, die um christlicher Barmherzigkeit und Liebe willen ihr Leben in den Tod hatte geben wollen. Als darauf Heinrich von der Aue alle Versammelten fragte, was er wohl thun solle, um das Mädchen würdig zu belohnen, da erklärten dieselben einstimmig, daß er nichts Besseres thun könne, als dasselbe zum Ehegemahl zu nehmen. Mit großer Demuth nahm die holde Jungfrau des Ritters Werbung an (siehe das Bild) und wollte anfangs nicht einwilligen, des hohen Herrn Ehegespons zu werden, aber als ihr Heinrich von der Aue erklärte, er werde entweder sie, oder überhaupt nicht heirathen, fiel sie ihm um den Hals und herzte ihn unter Thränen. Beide wurden ein glückliches Paar und erlebte viele Freude an ihren wohlgezogenen Kindern.



Georg von Frundsberg.

Von F. Knauth.

Georg von Frundsberg, Herr zu Mindelheim und kaiserlicher Feldhauptmann, war der Sohn jenes Ulrich oder Huldreich von Frundsberg, der einst den großen schwäbischen

Bund, eine „Einung“ der schwäbischen Städte zu ihrem gegenseitigen Schutze und zur Abwehr von ungerechten Verdrückungen Seitens des Adels in's Leben rief.

Unser Georg nun, der jüngste seiner sechs Söhne und am 24. Sept. 1473 zu Mindelheim geboren, war von der Natur wie zur kriegerischen Laufbahn geschaffen. Eine hohe Gestalt mit breiter Brust stand er, nachdem er bereits im Jahre 1492 sich dem Kriegsdienste gewidmet, den langen Speiß im Arm an dem vordersten Fähnlein und schwang, wenn er voranschritt zum blutigen Kriegshandwerk, tiefaufathmend, in weit ausgeholten Kreisen das breite Schlachtschwert. Sein Arm war von so riesiger Kraft, daß er mit dem Mittelfinger einen Mann rücklings zu Boden stoßen konnte. Unter hoher Stirn und buschigen Brauen leuchtete ein Auge, das in der Jugend den Geist ungezügelter Kampfeslust abspiegelte, die ihn zu



Georg von Frundsberg.

manchem unbedachten Wagniß fortriß, während es in spätern Jahren sofort den ruhigen und klaren Geist erkennen ließ, der jede Bewegung des Gegners beherrschte. Sein scharfer Blick

zeichnete, wenn er selbst die Geschosse richtete, der Kugel sicher ihren Weg vor, wie denn u. A. im Jahre 1526 an der Brücke von Governolo der tapferste Mann Italiens, Giovanni de Medici, von ihm zu Tode getroffen ward.

Dabei war er aber keineswegs ohne Bildung. Auch liebte er Musik und Gesang und endlich, von Natur gutmüthig, bewies er überall milde Schonung den „armen Leuten“ gegenüber, mochten sie unter seinen Fahnen stehen, oder

aber als „tollwüthige“ Bauern ihn bekämpfen. Frühzeitig auf die Bahn gesetlichen Handelns gelenkt, war er zugleich auch für die Sache des Evangeliums gewonnen, wofür sein Zusammen treffen mit Luther in Worms das beredteste Zeugniß ablegt. In ersterer Beziehung aber unterschied er sich seinem innersten Wesen nach von seinem Zeitgenossen Götz von Berlichingen, dessen „trogigem Gebahren“ er in der Jugend wohl mit Freuden zugeschaut hatte, wäh-

rend

rend er später das wüste und selbstsüchtige Treiben dieses Ritters verabscheute. Wo Frundsberg im Felde erschien, da geschah es unter der Fahne der gesetzlichen Gewalt.

Zunächst, um auf seine Lebensumstände näher einzugehen, nahm Frundsberg an dem Zuge des schwäbischen Bundes wider den Herzog Albert von Bayern Theil, vervollkommnete sich jedoch in der Kriegskunst erst unter Kaiser Maximilian I. in dessen Kämpfen gegen die Schweizer. Bereits im Jahre 1504 galt er für einen der tapfersten Ritter im kaiserlichen Heere und seit 1512 stand er als Oberst an der Spitze der Truppen Maximilians in Italien. Im Jahre 1515 jedoch zog er sich auf längere Zeit zurück, bis ihn die Bedrängniß der Stadt Pavia wieder über die Alpen rief. Eben dort aber flocht ihm — es war im Jahre 1525 — die Siegesgöttin den schönsten Lorbeer in seine Helmentrone. Er trieb die Gegner der unglücklichen Stadt in die Flucht und führte so mittelbar die Gefangennahme des Königs Franz I. herbei.

Im folgenden Jahre rüstete der Kaiser auf's Neue mit aller Kraft. Georg von Frundsberg warb ein zahlreiches Heer deutscher Landsknechte, wohl nahezu 12000 Mann stark. Da ihm hierbei zuletzt das Geld fehlte, versetzte er das Geschmeide seiner Frau, ja er verpfändete sogar seine Güter und zog dann, um das Heer Karls von Bourbon zu verstärken, auf Brescia zu, überschritt den Po und vereinigte sich endlich vor Mailand mit dem genannten kaiserlichen Feldherrn.

Indeß war es nicht möglich, das Heer in dem ausgezogenen Lande ausreichend zu versorgen. Die Truppen murrten daher je länger je mehr und Frundsberg, den sie sonst als ihren Vater betrachteten, vermochte den allgemeinen Unwillen über den Mangel des Soldes nicht zu beschwichtigen. Da, als er eines Tages bei Ferrara die Landsknechte zu einer Verathung über ihre Lage berief, kehrten sie gegen ihn, so sehr sie ihn auch sonst liebten, die Spieße, als wollten sie ihn durchbohren. Der treffliche Mann wurde von dieser Widerseßlichkeit so tief erschüttert, daß er, wie vom Schlage gerührt, ohnmächtig nieder sank. Als er, in ein nahegelegenes Schloß gebracht, wieder zum Bewußt-

sein kam, sagte er zu seinem Freunde Schwabinger: „Da siehst Du mich, wie ich bin; das sind die Früchte des Krieges. Drei Dinge sollten einen Jeden vom Kriege abschrecken: die Verderbung und Unterdrückung der armen, unschuldigen Leute, das unordentliche und sträfliche Leben der Kriegersleute und die Undankbarkeit der Fürsten, bei denen die Ungetreuen hoch kommen und reich werden, die Wohlverdienten aber unbelohnt bleiben.“ Letztere Bemerkung anlangend, so wird erzählt, daß er auf dem Zuge nach Pavia auf einem Maulthiere ritt, damit er mit seinen Kindern Schritt halten könne; an Ort und Stelle angekommen aber mußte er mit ansehen, wie die hochmüthige Ritterschaft im Prunk vergangener Zeiten im Thiergarten der Stadt einen lustigen Tanz hielt, während er, eine Mönchskutte über den einfachen Harnisch geworfen, die schwerste Blutarbeit vollbrachte. Zwar gab man ihm nachmals zur Anerkennung seines Verdienstes das Schwert, das der Connetable von Frankreich dem König Franz I. getragen, aber er fühlte zu gut, daß diese Belohnung doch eine zu geringe sei und gab seinen Unmuth in dem Reime kund: „Kein Dank noch Lohn davon ich bring', man acht' mich gering.“

Äußerst verstimmt kehrte er denn auch aus Italien heim, fand aber dort die Bauern in vollem Aufruhr. Schnell vereinigte er daher acht Fähnlein mit den Truppen des Truchseß von Waldburg, allein von kaum begreiflicher Milde geleitet — die Aufständischen hatten ja auch seine Güter geschädigt — suchte er die Hauptleute zum Zaudern und Hin- und Herziehen zu veranlassen, bis ihre Schaaren endlich ermüdet auseinander gingen.

Der wichtigste Erfolg, den er auf seiner Kriegslaufbahn erzielte, war, von der Heldenthat vor Pavia abgesehen, der entscheidende Einfluß, den er auf die Siege bei Verona und Vicenza, bei Valenciennes und Bicocca ausübte. An letzterem Orte erlitten durch ihn die bis dahin unüberwundenen Schweizer eine harte Niederlage; und dafür nannten sie ihn auch fortan nur den „Leut'sresser“.

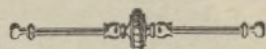
Fast völlig verarmt starb Frundsberg zu Miltheim am 20. Oktober 1528.

Nicht übergangen sei aber endlich sein aller-

dings oben schon berührtes Zusammentreffen mit Luther in Worms. Als dieser im dortigen Rathhause, außen an der Thür des Saales angelangt war, wo er bis 6 Uhr Abends warten mußte, trat Frundsberg, damals der Befehlshaber der öffentlichen Sicherheit, an ihn heran, klopfte ihm auf die Schulter und sprach zu ihm: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unser aller-ernstlichsten Schlachtordnung nicht gethan haben.

Bist Du aber auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost! Gott wird Dich nicht verlassen.“

Luther dankte mit einem freundlichen Blicke und trat in den Saal. Wir meinen, dies tröstende und ermutigende Wort des tapfern Degen, der zugleich so gut evangelisch gesinnt war, muß für Luther erhebend gewesen sein in jener schweren Stunde.



Johanniswürmchen.

Von Ernst Lausch.

Johannisfest ist da; mit ihm erschien
In lauer Sommernacht ein leuchtend Heer
Von Sternchen im Gebüsch und im Gras,
Das man nur mit Bewunderung sehen kann.
Je dunkeler die Fittige der Nacht
Auf Flur und Hain sich lagern, desto heller
Erglänzen rings die Fünkchen um uns her.
Bald auf-, bald abwärts tanzend, je nachdem
Der Flug gerichtet oder auch dem Weh'n
Des Zephyrs es gefällt, sie uns zu zeigen.
Man glaubt sich selbst bewegende Laternen
Mit bläulich-grünem Schein vor sich zu schaun,
Beugt gar sich nieder, um die Diamanten
Vom Moose aufzunehmen und mit Muße
Sie in der Nähe besser zu betrachten.
Doch augenblicklich, wenn der Finger leise
Das Sternchen nur berührt, erlöscht der Glanz,
Um zauberhaft von Neuem bald darauf
Zu leuchten; denn ein Thierchen ist der Stern,
Ein Thierchen, das, ganz wie es ihm beliebt,
Die Leuchte, die vom Schöpfer ihm verliehn,
Entzünden oder auch verlöschen kann.

Johanniswürmchen ist sein Name; doch

Ist es von Käferart. Mit Recht hat es
Schon Plinius genannt: „Ein Stern, der
fliegt.“

Woher das Licht des Thierchens stammt, erzählt

Die Sage also: „Da der Heilige,
Dem unser Würmchen seinen Namen dankt,
Sich in der Wüste tief verborgen hielt,
Entbehrte er des Licht's in dunklen Nächten
Sehr ungern. Da erschien an seinem Lager
Ein Heer von kleinen Käfern, welche Holz,
Das leuchtete, mit ihren Beinchen trugen.
Der Gottesmann war darob so erfreut,
Daß er zum Dank dafür die kleinen Thierchen
Mit dem bekannten Wunderlicht beschenkte.“
Seitdem durchzittern Hunderte der Fünkchen
Die würz'ge Luft um die Johanniszeit,
Und wo dem trunt'nen Blick ein Stern erlöscht,
Taucht lautlos schon in fast noch schönern
Glanz

Ein andrer wieder auf. Und hoch erfreut
Ist jeder, wie das Spiel sich stets erneut.



Edinburgh. *)

Von F. Halle.

Edinburgh, die Hauptstadt Schottlands, vereinigt in sich Antikes und Modernes in überraschender Weise und wird daher hin und wieder auch „the modern Athens“ genannt. Denn außer vielen Gebäuden griechischen Stils kann man bei Calton Hill, dem Hügel im Norden der Stadt, an die Akropolis, bei dem Hafenvorort Leith an den Piräus, bei dem Busen des Forth an den Busen von Aegina und bei Arthurs Sitz und den übrigen Bergen an die Berge Attikas denken.

Aus einer Alt- und einer Neustadt bestehend ist erstere freilich, wie ein Reisebeschreiber vielleicht zu hart urtheilt, nur ein Klumpen alter, den Einsturz drohender Häuser, die ohne anscheinende Ordnung in engen, winkligen Straßen an und über einander geworfen zu sein scheinen, während die Neustadt mit den schönsten Städten Europas wetteifern kann.

Die Lage der Stadt, einzig in ihrer Art, ist von hoher romantischer Schönheit. Die

Häuser der Altstadt liegen, wie Schwalbennester angeklebt, an einem hohen Felsen und zeigen von einer Straße aus gesehen, zehn

Stockwerke, von der andern Seite gesehen, deren nur zwei oder drei. So führen denn auch die Straßen auf die allerbeschwerlichste Weise an steilen, hohen Bergen hinauf und hinab. Auf dem höchsten Gipfel dieser Felsen thront die uralte Wohnung der schottischen Könige, das Kastell, hoch über den Häusern der Stadt. Es ist ein großes altmodisches Gebäude, das aber dennoch besser aussieht als der St. James-Palast in London. Hier wurde die unglückliche Maria Stuart von ihrem Volke gefangen gehalten.

Man zeigt den Reisenden noch die Zimmer, welche sie bewohnte; das Bett, worin sie schlief; das kleine Speisezimmer, in welchem ihr Liebhaber Rizzio in ihrer Gegenwart ermordet wurde. Neben dem Kastell stehen noch die Ruinen einer alten Abtei; die Umgebungen



Edinburgh.

*) Die Stadt wird von den Schotten in der Regel Edinbro geschrieben und gesprochen.

beider Baulichkeiten aber sind mit schönen Gartenanlagen geschmückt und — eine Freistätte für zahlungsunfähige Schulbner.

Ein tiefe Kluft, aus welcher jene Felsen steil, fast senkrecht emporsteigen, trennt die Altstadt von der Anhöhe, auf welcher die Neustadt erbaut ist. Sie ist eine wahre Palaststadt, die sich mit ihren herrlichen, breiten, geraden und langen Straßen auf welligem Terrain ausbreitet. Die Häuser sind von festem Sandstein, und unter den zahlreichen im gothischen Style erbauten Kirchen zeichnet sich insbesondere die St. Georgenkirche aus, welche der St. Paulskirche in London nachgebildet ist. Nahe dabei liegt das prächtige Register Office (Stadt-Archiv) und diesem gegenüber das Posthaus. Das neue Theater befindet sich in einer entfernten Straße. Auf dem St. Andrew Square, einem schönen Plaze, erhebt sich eine 136 Fuß hohe mit der Statue des Lord Melville geschmückte Säule.

Um die Prinzen-Straße in der Neustadt mit dem an ihrem östlichen Ende liegenden Hügel Calton Hill zu verbinden, ist in den Jahren 1815—1819 eine prächtige, auf beiden Seiten mit Gebäuden besetzte Brücke, Waterloo bridge, errichtet worden. Auf jenem Hügel selbst liegt die im Jahre 1818 erbaute Sternwarte, in deren Nähe dann ein 108 F. hoher, Nelson zu Ehren erbauter Thurm sich erhebt. In der schon erwähnten Prinzen-Straße befindet sich auch das herrliche Monument von Sir Walter Scott, und unfern von demselben die National Gallery, eine werthvolle Gemäldesammlung enthaltend.

Auch ist Edinburgh reich an wissenschaftlichen Anstalten.

Die berühmteste ist die im Jahre 1582

durch König Jakob VI. gegründete und seitdem sehr erweiterte Universität, übrigens, nebenher bemerkt, die einzige in Großbritannien, wo die Studenten und Lehrer keine vorgeschriebene Kleidung tragen. Die medizinische Fakultät zumal hat sich von jeher hohen Rufes erfreut.

Groß ist ferner die Zahl der gelehrten Gesellschaften, die in Edinburgh ihren Sitz haben. Die Fabriken sind namentlich in Seife, Glas, Papier u. s. w. wichtig. Von großem Umfange sind auch die Buchdruckerei, Mebrauerei und Branntweinbrennerei, welche letztere vorzüglich den von Armen und Reichen gleich sehr geliebten Whisky, aus Gerste bereitet, liefert. Der bedeutende Handel der Stadt, vorzüglich nach der Ostsee und mit Amerika, hat seinen Sitz hauptsächlich zu Leith (spr. Liss), dem $\frac{1}{2}$ Stunde von Edinburgh liegenden Hafenorte mit etwa 40000 Einwohnern und berühmten Glashütten.

Edinburgh selbst zählt gegen 200000 Einwohner, denen insgesamt großer Fleiß nachzuräumen ist.

Fast alle Straßen bieten Aussicht auf das Meer, dessen Anblick durch eine Menge kleiner zerstreut liegender Inseln einen besonderen Reiz erhält. Ferner begränzen blaue Berge von der einen Seite die große Fernsicht, die von der andern sich in's Unendliche ausbreitet.

„Wir sahen“, erzählt ein Reisender, „vom Kastell aus die sinkende Sonne die Spitzen der Felsen röthen, später den Mond die Wellen des Meeres versilbern und schieben mit der Ueberzeugung, daß nicht leicht eine andere große volkreiche Stadt ein ähnliches Schauspiel darbieten werde.“

Aus Sibirien.

Von Karl Weise.
(Zu dem Bilde Seite 368.)

1. Von der Wolga bis Jakutsk.



Das ist eine weite Reise durch ein fast noch unbekanntes Land. Gar manches Neue und Merkwürdige werden wir dabei hören. Meine lieben Leser bitte ich, den Atlas zur Hand zu

nehmen und Sibirien aufzusuchen. — Wir betreten zunächst die Kirgisensteppes, die von der Wolga sich über den Uralfluß, den Aral- und Balthasch-See bis zur Stadt Semipalatinsk am Irtysh hinzieht. Städte und Dörfer, wie

wir sie in unsern Fluren allwärts finden, gibt es dort nicht, wohl aber weite, ebene Grasflächen, auf denen die Kirgisen, welche sich nur von Viehzucht ernähren, ihre Heerden hüten. Haben sie einen Grasplatz gefunden, dann bauen sie ihre kegelförmigen Filzzelte auf und brechen sie wieder ab, wenn das Gras abgeweidet ist.

„Mitten in der Nacht waren wir vom rechten Wege abgekommen. Als wir Hundegebell hörten (so erzählt Herr Atkinson, ein Reisender), ritten wir der Richtung des Geballes nach. Wir erreichten ein Nomadendorf oder Kolonie der Kirgisen. Die Kosaken, welche bei uns waren, schrien den Häuptling heraus und machten es mir in seinem Zelte bequem. Inzwischen waren alle Kirgisen, die unser Einzug aus dem Schlafe gestört hatte, herbeigekommen und setzten sich, uns verwundernd anschauend, in dem Zelte nieder. Der Häuptling war ein schöner, alter Mann mit spärlichem, grauen Haar und einer tiefen Narbe an dem linken Backen, die er bei einem frühern Raubzuge davon getragen hatte. Er trug einen Rock von braunem Pferdefell, dessen Mähne am Rücken herabhing und mit einem scharlachrothen Shawl über den Hüften zusammengebunden war. Das Haupt bedeckte eine kegelförmige Mütze aus Fuchsfell. Die Frau sah alt aus und war schmutzig. Sie trug einen schwarzsammetnen Oberrock, den sie mit einem weißen Shawl gegürtet hatte. Der Kopf war mit einem baumwollenen Turban bedeckt. Die Kinder, in braune Lammfelle gekleidet, kauerten am Feuer und sahen uns an. Der Häuptling war sehr artig; er setzte mir Ziegelfeinsthee, der aus Thee und Blut bereitet ist, vor, dazu geräuchertes Pferdefleisch. Ich gab dem Häuptling Theeblätter und weißen Zucker, worauf er ungemein glücklich war und sich an meine Seite setzte. Nach dem Mahle entfernten sich die Kirgisen. Meine Kosaken machten mir das Lager zurecht, indem sie mehrere Teppiche ausbreiteten und sich dann quer vor die Thür legten. Ich hüllte mich in die schönen Teppiche und schlief, während der Häuptling mit seiner Familie auf der andern Seite der Hütte ruhte. Dies war die erste Nacht bei den Kirgisen.“

Der Reisende Atkinson hatte auf seinem Wege Gelegenheit, weitere Bekanntschaft mit den Kirgisen zu machen. Er fand, daß sie den

kühnsten Reiter und muthigsten Mann am höchsten achten; ein Zeichen der Furcht darf Niemand blicken lassen. Wer bei aller Verwegenheit am sichersten schießt, vor dem beugen sich die Kirgisen freiwillig als Knechte. Atkinson verstand es, sich Ansehen zu verschaffen. Als ihm die Kirgisen einmal sagten, daß ein ausgetretener reißender Strom mit dem Pferde nicht durchschwommen werden könnte, trieb er sein Roß in die wogende Fluth und kam glücklich am andern Ufer an. Die Kirgisen staunten; aber der neibische Häuptling schickte dem Muthigen ein krankes Schaf, das Atkinson zurücksandte und sagen ließ, der Häuptling habe ein Herz wie eine Maus. Ueber diese neue Kühnheit erstaunte selbst der Häuptling, der nun demuthig den kühnen Fremdling in sein Zelt zu einem Besuche nöthigte, wo er denselben freundlich bewirthete.

An der östlichen Gränze der Kirgisensteppe liegt das wunderbar schöne Sajan-Gebirge, das von Semipalatinsk am Irtysch bis nach Irkutsk am Jenissei sich erstreckt. In Semipalatinsk begegnen sich die russischen und mongolischen Karawanen, welche ihre Waaren austauschen. Die Mongolen, Tataren, Kirgisen ziehen an dem schönen Bea-See herum und bringen die köstlichsten Produkte Indiens nach Sibirien. Im Sajan-Gebirge herrscht der Winter 200—225 Tage und hinterläßt eine Eisdecke, welche der kurze Sommer nur 2 Meter tief aufzuthauen vermag. Aber kommt der Sommer, dann wird er ungemein heiß und auf den Fluren breiten sich wohlriechende, fast berauschend duftende Resedaflächen aus. Neben den weißen Birken gedeihen die Pfirsichen und wo der Bär seinen Winterschlaf hält, zieht der Tiger in der Gluth des Sommers ein. Die schönsten Saatsfelder sprossen üppig empor und bringen reiche Frucht. Schnell kommt der Sommer, schnell treibt er die Pflanzen zur Entfaltung, schnell entflieht er. Atkinson gerieth einmal in einen Wald, wo er fünf Wochen vorher nur mit Schnee und Eis bedeckte kahle Fluren sah. Der Wald bestand aus Fenchelpflanzen, die in kurzer Zeit $3\frac{1}{3}$ Meter emporgeschossen waren. Hier kann man es im wahren Sinne des Wortes wachsen sehen. In den Gebirgen rauschen im Sommer Ströme

und Wasserfälle durch die Gebernwälder. Und welch ein Stürmen und Rasen rufen beim plötzlich eintretenden Thauwetter die fortschießenden Wassermassen und Eisblöcke hervor! Der lange Winter aber mit seinen glänzenden Nächten und Diamantbergen, seinen Renthierheerden, Wölfen, Schneewolken und Hundeposten sucht durch Wildheit und Starrheit den Sommer an großartigen Erscheinungen zu übertreffen.

Kommt man nach Irkutsk, der schönsten Stadt Sibiriens, da wandelt der Fuß in schönen Straßen, die durch palastartige Gebäude geziert sind. Von Irkutsk nach Jakutsk (an einem Nebenflusse der Lena) breitet der Winter seine Herrschaft immer mehr aus. Hier wird die Eisrinde in der Erde 210 Meter dick und thaut im Sommer nur einen Meter stark auf. Zwischen dem Winter und Sommer ist nur eine kurze Spanne Zeit, oft nur ein Kampf zwischen Entstehen und Vergehen. Am schwarzen Jakutflusse sah Atkinson in einem Thale aus

einer tiefen Schneeegrube hohe Pappeln hervorragen, deren Kronen grün belaubt waren. Oft sah er schöne Blumen aus dem Schneebede herausblicken, die ihre Kronen geöffnet hatten. Sie haben eben Eile, denn der Sommer ist gar zu kurz. Die Stadt Jakutsk hat ca. 500 hölzerne Häuser, die von Zäunen umgeben sind, fünf Kirchen, ein Kloster und ein großes Kaufhaus. Im Sommer ist viel Verkehr, da ziehen aus dem Innern Sibiriens die Jakuten ein, die an der mittleren Lena wohnen, um Pelzwaaren zu verkaufen. Dem grimmigen Winter trogt das abgehärtete Volk in seinen elenden Holzhütten, die im Sommer mit Moos verstopft und im Winter mit Schnee und Rasen bedeckt sind. Das Volk ist unwissend und dem Aberglauben ergeben, da es den Beschwörungen gegen allerlei Feinde und Uebel den größten Glauben schenkt. Wer Nordasien durchreisen will, muß die Sprache der Jakuten verstehen, da sie von allen hier wohnenden Völkern gesprochen wird.

Buchstabenräthsel.

Von Ernst Lausch.

1.

Mit D kann's rund und eckig sein,
Mit H ein Kleidungsstück für's Bein,
Jedoch mit G ist es ein Bier,
Mit R gibt's süße Däfte Dir.

2.

Mit ie noch kleiner wie Grütze,
Mit ei brauch't's zum Gehen die Stütze.

3.

Mit ah lockt's Funken aus dem Stein,
Mit uh soll es zum Sitzen sein.

4.

Mit a braucht man's beim Essen;
Mit ie ist's nicht vergessen
An den Gebäuden groß und klein;
Mit ei wird es ein Dichter sein.

5.

Mit a ein Glied von Dir,
Mit u ein treues Thier.

6.

Mit a um Stall und Haus,
Mit i macht's viel Gebräus.

Aufgabe.

Von J. Frieboes.

- 1, 2, 3, 4, 5 ein Ort in Thüringen.
- 1, 2, 10, 3, 4, 10 ein deutscher Dichter.
- 6, 9, 10, 7, 10 ein Mädchenname.
- 4, 5, 3, 3, 2 ein durch die Sage bekannter
Bischof von Köln.
- 3, 4, 8, 9, 6, 7, 1, 10, 7 ein altes Herzog-
thum in Deutschland.

Auflösungen der Geographischen Räthsel in Nr. 20:

1. Jller, Schiller. 2. Regen, Reger. 3. Udda.
4. Ucker, Ocker. 5. Mar, Marau.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 20:

Wien, Donau, Rose, Orden, Körner.

Briefkasten.

An Fris Bese und Emma Schulz in B. Eure B-
sungen sind richtig. Die Wünsche sollen erfüllt werden. —
An Gustav Schlager in Aitena in Westfalen. Die
ösungen sind sämmtlich richtig. Nur immer frisch an die
Arbeit; bei höherem Alter wird ja auch ein höherer Maßstab
an die Leistung gelegt werden. Spiele kommen nächstens,
und wegen Bilderräthsel will ich mit Herrn Schw. sprechen.
Dieser Wunsch wird auch erfüllt werden. — 3. H. in Gotha.
„Auslachen!“ Ei, ei, kleine Freundin, was ist das für nä-
rliches Zeug. Wer so hübsche Sachen schreibt, wer soll den
auslachen? Ich nicht und die kleinen Freundinnen in Gotha
auch nicht. Uebrigens ist alles richtig gerathen. Euch Allen
besten Gruß.

Wittenberg.

Ernst Lausch.



Der Schluha-Saroth im Saian-Gebirge in Ostibirien. (Siehe Seite 365.)

Redaktion und Verlag: G. Schwetsfke, Sep.-Cto., in Halle. Gebauer-Schwetsfke'sche Buchdruckerei in Halle.
 Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I—XII der „Illustrirten Zeitung für Kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro
 Band in allen Buchhandlungen zu haben.